

Ivana Šojat-Kučič IM PRINZIP...

uns zeigt, dass die Welt geradezu freudig in den Krieg schlitterte. Es waren nämlich nicht nur die Staaten, die Aufrüstung im großen Stil betrieben, sondern auch die Öffentlichkeit war durchaus in der Lage, den Krieg als etwas Gutes zu sehen. Wie sonst wäre es möglich, dass ein so gebildeter Mann wie Špicer in seinen populärwissenschaftlichen Ausführungen, zwischen 1906 und 1911 auf Deutsch vorgelesen und publiziert, die Mobilmachung glorifizierte, den Pazifismus kritisierte und die Kriegsführung ästhetisierte, wobei er explizit betonte, der Krieg sei der Katalysator des allgemeinen Fortschritts der Menschheit, was sich dadurch belegen ließe, dass jedes große Kunstwerk von globaler Bedeutung unter dem Einfluss kriegerischer Ereignisse entstanden sei. Es scheint, diese Behauptungen waren keineswegs kuriose Ergüsse einer extremen Position, sondern eine verbreitete Meinung im Mainstream. Aus Špicers Texten spricht eine Zeit, in der es möglich war, anhand kunsthistorischer Betrachtungen von großen Werken und Poetiken der Weltliteratur, der Musik und der bildnerischen Künste eine These zu verteidigen, wonach Kunst und Krieg untrennbar miteinander verbunden seien und produktiv interagieren würden. Darüber hinaus war es möglich, Thesen zu unterbreiten, welche die positiven Auswirkungen einer militärischen Erziehung unterstrichen, Rekrutierung und Bewaffnung befürworteten und die Mobilmachung als attraktiv bezeichneten. *Der Militarismus im Reiche der Poesie* (1906), *Ästhetik der Schlacht* (1907), *Kriegskunst und Tonkunst* (1909) – so lauten einige Titel.

„Schwert und Leier“ sind für Špicer zwei miteinander verwachsene Symbole; *de facto* bilden sie die Schnittstelle zwischen der kunsthistorischen und der tagespolitischen Ebene seiner Texte. Byron, Shakespeare, Michelangelo, die Marcellaise und noch das eine oder andere liefern Špicer Argumente für seine These, qualitätsvolle Kunst und der Militarismus seien untrennbar miteinander verbunden. Gerne greift er zurück auf die Zitate des preußischen Generals und Strategen des neunzehnten Jahrhunderts, Helmuth von Moltke, der in der Manier des Sozialdarwinismus die Meinung vertrat, die menschliche Rasse müsse Krieg führen, sofern sie weiterkommen wolle. „Der ewige Friede ist ein Traum, und kein schöner.“ Nicht einmal eine solche Idee wurde von den Zeitgenossen Špicers als extrem eingestuft. Howard betont, sie sei am Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert weit verbreitet gewesen. Es ist nicht nötig, gesondert hervorzuheben, dass diese Idee nach dem Ersten Weltkrieg aus jeder ernsthaften Diskussion und aus dem öffentlichen Diskurs verschwunden war.

Aber bevor die Menschen die möglichen Konsequenzen absehen konnten, waren sie der Meinung, dass man sich vor dem Krieg nicht allzu sehr fürchten sollte. Špicer dachte, die modernen Kriege seien zwar blutiger, aber dafür wesentlich kürzer und eigentlich humaner als früher. Er sah die Zeiten herannahen, da nur noch Maschinen gegeneinander kämpfen würden. Außerdem sei der Krieg im 20. Jahrhundert eine zivilisierte Sache: „Im zwanzigsten Jahrhundert ist unter zivilisierten Staaten ein Krieg [...], dessen Ziel nur Vernichtung und Zerstörung ist, ganz undenkbar. Man besiegt den Feind nicht durch völlige Zerstörung seines Daseins, sondern durch Vernichtung seiner Hoffnung auf den Sieg.“

Špicers Sichtweise auf die Kunst mag aus der heutigen Perspektive schockierend erscheinen. Aber Emiko Ohnuki-Tierney, die Autorin von *Kamikaze, Cherry Blossoms and Nationalisms* (2002), stellte fest, dass totalitäre Regime wie die Hitlers, Mussolinis oder Maos die Ästhetisierung des Krieges und der Armee gezielt einsetzten. Ohnuki-Tierney führt dies am Beispiel der japanischen Kamikaze-Piloten und der Symbolik der Kirschblüten vor und zeigt, dass die Ästhetisierung sich gut als Instrument für Manipulation eignet, weil das Bezeichnete durch die Ästhetisierung eigentlich unbestimmt wird. Die Kamikaze-Piloten sahen in den Kirschblüten nämlich kein kriegerisches Symbol, sondern ein Symbol für schmerzhaft Schönheit und ungelöste Dilemmata ihres tragisch kurzen Lebens, ein Symbol der Wiedergeburt und der Beziehung zwischen Mann und Frau. In diesem Sinne waren die Soldaten möglicherweise sogar in der Lage, sich der Ideologie zu widersetzen, nicht jedoch den Symbolen, die je nach Bedarf romantisiert oder dämonisiert wurden. So wie die Memen. Da kannst du alles so einzeichnen, wie es dir passt.

Was würde ich also in meine eigene *mappa mundi* an der Stelle des Attentats von Sarajevo einzeichnen? Ich würde einen guten, aber misshandelten Menschen einzeichnen, in dessen Körpergedächtnis zahlreiche Misshandlungen

eingebrennt sind und der sein Leben damit zubringt, die Wiederholung dieses Traumas zu suchen. Das ist immer meine erste Assoziation, wenn ich von einem Ausländer gefragt werde, was für Menschen in unseren Gegenden leben. Ich würde auch das kroatische Dreiband einzeichnen, eine Lilie und einen zweiköpfigen Adler und die Krone des Hl. Stjepan, den Roten Stern und das Hakenkreuz, alles übereinander. Schwarz-gelb würde ich malen und blau und weiß und rot in einigen möglichen Anordnungen, und dann würde ich eine Handvoll Grün hinzufügen. Ich würde den Triglav und den Ohridsee einzeichnen und jedes andere Symbol, das mir einfiel. Ich würde so lange alles übereinander zeichnen, wie es angeblich Autisten gerne tun, dass zum Schluss nur noch ein schwarzer, fettiger Fleck übrig bliebe, der sich allmählich durch das Papier fressen würde. Noch eine weitere Berührung des Papiers, und als nächstes würde man über die hölzerne Tischplatte pflügen. Sodass niemand mehr jemals noch etwas einzeichnen könnte. Ich weiß nur nicht, ob man den Fleck daran hindern kann, sich weiter auszubreiten.

Vielleicht ist das feig. Vielleicht ist es nur ein temporärer Luxus des Aufatmens, wie es uns das Vergessen beschert. Jedenfalls ist es gewiss kein Ausweg, keine Lösung und keine Antwort. Aber diese Kategorien sind als Ziele ohnehin unerreichbar für eine Gegend mit einer so widersprüchlichen Geschichtsschreibung, wie es der Balkan ist. Wer kann schließlich in dieser Gegend jemals irgendjemanden von irgendetwas überzeugen? Wann ist so etwas das letzte Mal wirklich passiert? Mir genügt es daher, zumindest mit einem schwarzen Fleck mein Gehirn daran zu hindern, sich selbst blutig zu kratzen.

Was wir nämlich wirklich dringend nötig haben, ist Aussöhnung. Herausfinden zu wollen, was wirklich passiert ist, empfiehlt sich nicht. Vielleicht ist es sogar kontraindiziert.

Aus dem Kroatischen von
Mascha Dabić

KRISTIAN NOVAK

Geboren 1979 in Baden-Baden. Germanist, Kroatist und Prosaautor. Er unterrichtet an der Universität Zagreb und an der Universität Rijeka. Novak untersucht soziolinguistische Phänomene im historischen Kontext. In Kroatien sind von ihm die Romane *Die Gehängten* und *Schwarze Mutter Erde* erschienen.

In einer utopischen Sichtweise könnte die Geschichtswissenschaft angesichts der Tatsache, dass sie über konkrete Angaben verfügt, die uns ausgehend von einem bestimmten Punkt auf der Zeitachse bis zum heutigen Chaos führen, und angesichts dessen, dass wir meistens über Ursachen und Folgen Bescheid wissen, die zu einer Bombe, einer Invasion, einem Umsturz, einer Diktatur oder einem Pogrom geführt haben, ohne weiteres eine exakte Wissenschaft sein. Die historische Exaktheit wäre nomenklatorisch fast durchführbar, wären da nicht ein paar „Kleinigkeiten“.

Die Geschichtsschreibung ließ sich schon immer sehr leicht manipulieren. Man ist geneigt, die Geschichte als eine Tatsache anzunehmen, in Abhängigkeit von dem Staat, in dem man geboren wurde, und vom Volk, dessen Schoß man sozusagen entsprungen ist. Die Geschichte nimmt stets und unweigerlich menschliche Eigenschaften an, die Eigenschaften eines kleinen menschlichen Lebewesens, das zu Eitelkeit, Hochmut und Mythologisierung neigt. Daher ist es nicht verwunderlich, dass ein und dasselbe Ereignis in naher oder ferner Vergangenheit mit mehreren Interpretationen belegt werden kann: Die Tragödie der einen ist stets der wohlverdiente Triumph der anderen.

Das gilt auch für das Attentat von Sarajevo, durchgeführt von Gavrilo Princip mit einer Pistole in der zitternden Hand, nachdem der bereits zur Zielscheibe gewordene Thronfolger

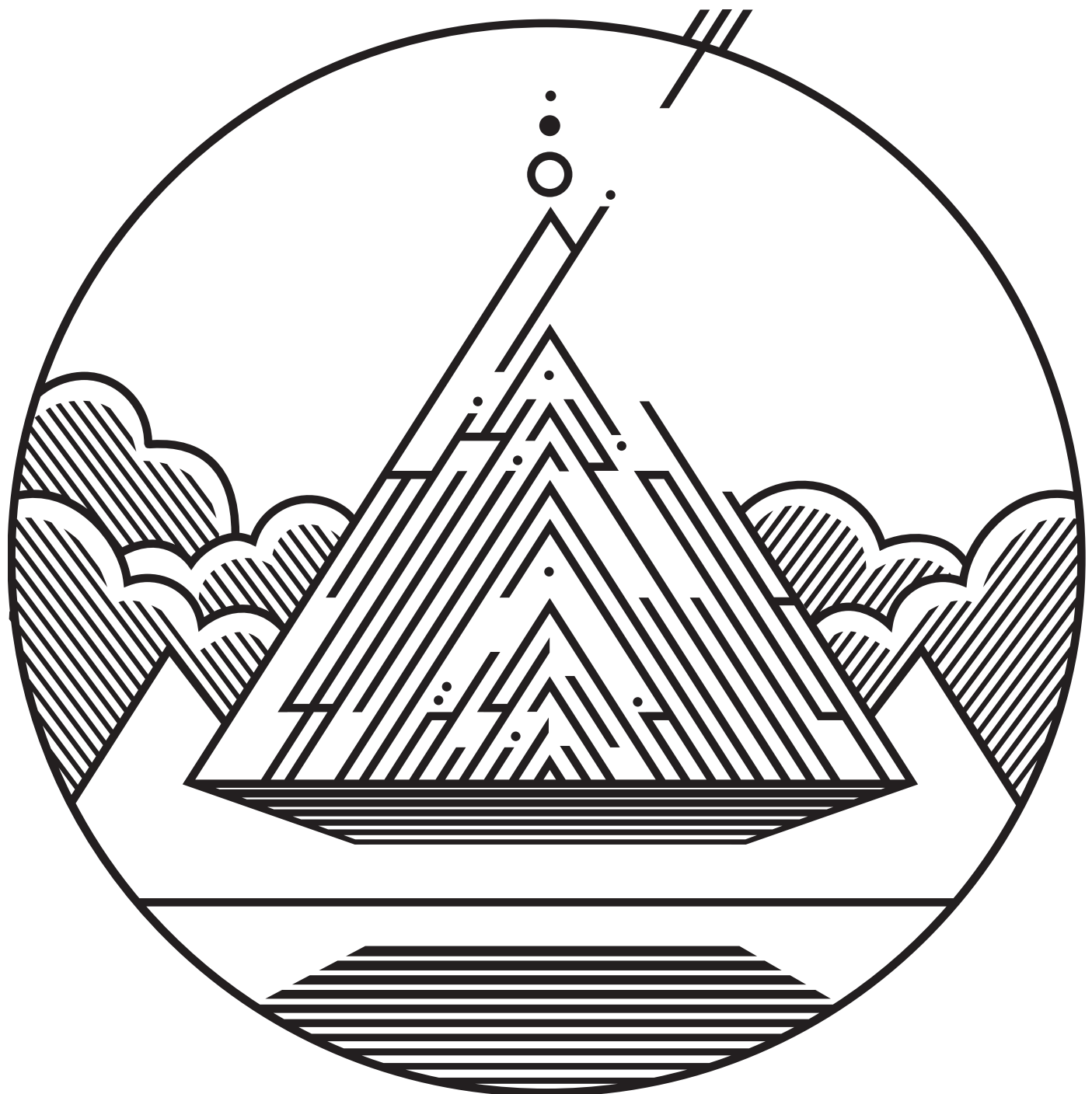
von seinem Automobil aus die von Nedeljko Čabrinović geworfene Bombe abwehren konnte. Indem Princip den Erzherzog Franz Ferdinand und seine schwangere Gemahlin Sophie tötete, wurde Princip mit einem Schlag zum Terroristen und zum Helden zugleich, zum Schuft und Freiheitskämpfer.

WAS WÄRE WENN...

„Wenn dieser Dummkopf nicht gewesen wäre, würden wir hier in Osijek heute in einer Miniaturversion von Wien leben“, sagte vor einigen Tagen eine Freundin zu mir. Auf dem Hauptplatz. Wir hatten uns zufällig getroffen. Sie war richtig zornig, in Rage. Nachdem ich ihr gesagt hatte, dass ich über das Attentat von Sarajevo schreiben würde.

Und sie war nicht die einzige.

„Ach, wir Slawen sind ja geradezu dafür geschaffen, anderen zu dienen“, winkte ein Bekannter ab. Nach einigen Bieren. Im Theater-Kaffeehaus. Ich wollte ihm sagen, dass diese Schlussfolgerung ironischerweise aus der Etymologie unserer gemeinsamen Bezeichnung herrührt: Die Slawen leiten sich vom lateinischen Begriff für „Sklaven“ ab. Aber ich fiel ihm nicht ins Wort. Er hatte auch gar nicht zu mir gesprochen, sondern schüttete mit seinem alkoholdurchtränkten Redeschwall einen Freund am Nebentisch zu, dessen Augen glänzten. Wohl angesichts der Offenbarung. „Es wäre



besser gewesen, wenn uns die aus Wien und Budapest weiterhin beherrscht hätten, anstatt zuzulassen, dass die von dort drüben fünfzig Jahre lang auf uns herumtrampeln“, fuhr er fort und machte eine Kopfbewegung in Richtung Osten, womit er die Grenze zu Serbien meinte.

Vom Einzelnen zum Ideologischen ist es kein großer Schritt. So wie der einzelne gerne alle anderen für seine eigenen Niederlagen beschuldigt, so begrüßen Ideologien gerne Umstürze, mit denen sie in Wahrheit gar nichts zu tun haben. Der Kommunismus (besser gesagt: Sozialismus), in dem ich aufgewachsen bin, begrüßte vieles: die Utopie, die er angeblich auf spektakuläre Weise verkörperte, die Französische Revolution, mit der die „Verdammten dieser Erde“ die Sache in die Hand genommen hätten, die Oktoberrevolution, die angeblich die Mutter aller weiteren Ereignisse in Jugoslawien war. Was Gavrilo Princip anbelangt, war er für die Schüler des sozialistischen Bildungssystems geradezu ein Partisan, jemand, der „durchs Gebirge, durch die Steppen“ zog und gegen alles Böse ankämpfte.

Für die jugoslawischen Schüler war es gar nicht einfach, gewisse historische Figuren in ihren zeitlichen Kontext einzubetten, zuweilen auch in den geographischen. Ein klassisches Schulbeispiel für diese Verwirrung stellt die Französische Revolution dar, die laut den Lehrbüchern einen großartigen Aufstand gegen die Tyrannei der klerikal-feudalen Kräfte des Bösen darstellte, einen Ausdruck des Volkswillens und der Volksmassen, einen Kampf für Gerechtigkeit und Gleichheit. Deshalb wollte wohl keinem Kind einleuchten, warum der moralische Riese Marat in seiner Badewanne von einer Verrückten umgebracht worden war. Denn in den Lehrbüchern verschwand die Guillotine bereits irgendwo bei Marie Antoinette und ihrer geschmacklosen Aussage: „Dann esst doch Kuchen.“ Nachdem sie darüber in Kenntnis gesetzt worden war, dass das Volk kein Brot zu essen hatte. Die Enthauptung des modisch aufgeklärten, aber für soziale Probleme ganz und gar unempfindlichen Königspaares war also gerechtfertigt. Alles Weitere schien in einen Nebel gehüllt zu sein, und es war ein Leichtes, den Terror unter den Teppich zu kehren.

So wurde Robespierre in den Lehrbüchern stillschweigend der Titel des ersten Partisans samt der jugoslawischen Staatsbürgerschaft verliehen. Nach ihm kam eine Lawine von eingebürgerten Söhnen der jugoslawischen Brüderlichkeit aus allerlei Völkern und Völkerschaften: Marx, Engels, Lenin und Stalin, von dem wir uns jedoch nach Titos „Nein“ mit Ekel losagten. Sporadisch fanden sich auch Mao, Gaddafi, Gandhi, Nasser und Nehru im Familienalbum ein. Die Wachstumskurve der sozialistischen Familie entsprach dem Rhythmus revolutionärer Strömungen, und die Familienmitglieder streckten ihre Arme auch nach weit entfernten historischen Figuren aus, etwa nach Matija Gubec vom Bauernaufstand oder nach Giordano Bruno. Gavrilo Princip blieb im Familienporträt jedenfalls stets in der Nähe der Elternfiguren. Groß und wagemutig, ein Mann, der den Wunsch aller Unterdrückten und Erniedrigten erhört und sich mit einer Pistole in der Hand gegen die große Doppelmonarchie erhebt.

ÜBER DIE MILJACKA

In Jugoslawien musste jede Schulkursion eine Botschaft vermitteln. Nichts durfte damals sinnlos sein. Alle Wege führten über die Pfade der Revolution und dienten dem Gedenken an selbige. In der achten Schulklasse unternahmen wir eine Reise nach Dubrovnik, mit einem Zwischenstopp in Sarajevo. Dort machten wir Halt an der Miljacka, die sich im Vergleich mit der Donau oder der Drau wie ein Bach ausnahm. Wir blieben neben den Fußabdrücken Principis stehen und lasen die in kyrillischer Schrift verfasste Aufschrift: „Von diesem Platz aus brachte Gavrilo Princip am 28. Juni 1914 mit seinen Schüssen den Volksprotest gegen die Tyrannei und das Jahrhundertwährende Freiheitsstreben unserer Völker zum Ausdruck.“

Ironischerweise fragte ich mich in diesem Augenblick bloß, wie der Besagte auch nur im Traum daran denken konnte, über die Miljacka zu flüchten. „Zum Glück hat er sich nicht das Bein gebrochen, als er auf diese Steine da aufprallte“, entfuhr es mir unwillkürlich. Mei-

ne Frau Klassenvorstand und Französischlehrerin erblaste daraufhin. Möglicherweise hatte sie insgeheim dasselbe gedacht wie ich. Möglicherweise war es so, aber damals presste sie ganz leise hervor: „Manchmal ist es klüger, sich auf die Zunge zu beißen.“ Ich aber dachte nur an die Tschechin, eine ältere Dame, die ich im Sommer zuvor in Zadar dabei beobachtet hatte, wie sie im knietiefen Wasser versuchte, schwimmen zu lernen. Sie hatte geschrien und immer wieder hatte es so ausgesehen, als ginge sie unter. Ich stellte mir Gavrilo an ihrer Stelle vor und schüttelte mich vor Lachen.

Dabei gab es eigentlich gar nichts zu lachen.

DER HEILIGE VID NACH DEM JULIANISCHEN KALENDER

Mein Urgroßvater Petar Šojat hatte zu seinem Namenstag am Heiligen Peter und Paul, dem 29. Juni 1908, ein eiskaltes Bier getrunken und war einige Tage später an galoppierender Schwindsucht gestorben. Er war Gendarmekommandant in Bosanski Brod gewesen und damit ein winziges Rädchen bei der Annexion Bosniens durch das große Reich Österreich-Ungarn. Exakt 364 Tage später sollte sich der famose Vidovdan „ereignen“ und damit der Zusammenbruch eines Reiches, das noch 364 Tage zuvor eine neue Expansionsphase eingeläutet hatte, seinen Lauf nehmen. Der Vidovdan wird bei den Serben in der Kirche und im Volk als Gedenktag der Schlacht auf dem Amsfeld begangen. Dabei wird des Fürsten Lazar Hrebljanović gedacht und all jener, die für ihren Glauben und ihr Vaterland fielen. Erzherzog Franz Ferdinand, dem es nicht beschieden war, Kaiser zu werden, entschloss sich, ausgerechnet am Vidovdan nach Bosnien zu fahren, auf das es Serbien auch schon damals abgesehen hatte. Ziel seiner Reise war es, Militärmanövern der kaiserlichen Armee beizuwohnen, die bei den Völkern des künftigen Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen sehr verhasst war. Zu seinem Unglück warten nicht immer alle darauf, dass ihre Karten aufgehen – manche legen sich das Spiel von vornherein zurecht, weil nach dem „Zirkus“ ohnehin alles nur eine Sache der Dialektik und

serbischen König Aleksandar Obrenović, der durch einen Fenstersturz von der politischen Szene entfernt worden war, was der Dynastie Karadordević eine theatralische Wiederkehr ermöglichte. Dieselbe „Schwarze Hand“ hatte sich ebenso ritterlich auf die schmächtigen Schultern der neugegründeten Organisation „Junges Bosnien“ gelegt, als diese „beschloss“, die Gelegenheit am Schopf zu ergreifen und die imperiale Wiener Linie abzuschneiden. Daraufhin betreten die Glorreichen Sieben die Bühne: Mehmed Mehmedbašić, Vasa und Nedeljko Čabrinović (der Bombenwerfer, dessen Bombe vom Automobil abgewendet werden konnte), Cvetko Popović, Danilo Ilić, Trifko Grabež und Gavrilo Princip.

Der vor Gericht zitierte Gavrilo, der sich am Tatort zunächst mit Zyankali und dann noch mit einem Kopfschuss das Leben zu nehmen versucht hatte, brachte geradezu zerknirscht hervor: „Wir haben unser Volk geliebt.“ Auch das ist ein historischer Satz, eine dringend nötige Phrase für die Medien, wie wir heute sagen würden. Es ist nämlich notwendig, einen letzten Satz zu haben. Vor dem Tod oder vor dem Antritt einer Lagerhaft. Wegen der Ideologie natürlich, wegen all dem, womit die Ideologie zusätzlich ausgebaut wird. Denn nach einem solchen Satz, der in alle Ewigkeit erhalten bleibt, wird das Schicksal desjenigen, der ihn ausgesprochen hat, unwichtig. Es wird unwichtig, was er getan hat.

OPFERFORSCHUNG

Gavrilo liebte sein Volk, zusammen mit sechs seiner Kampfgefährten. Ganz genauso, wie auch jene vierzig Millionen Opfer des Ersten Weltkrieges im Zeitraum vom 28. Juli 1914 bis zum 11. November 1918 ihr Volk liebten. Da Gavrilo für die Todesstrafe zu jung war, wurde er von der Gerichtsbarkeit des verhassten Reichs, die seiner verrückten Jugend Nachsicht zollte, zu zwanzig Jahren Kerkerhaft verurteilt. Er starb am 28. April 1918 an Tuberkulose in Theresienstadt, einem Gefängnis, das vermutlich in Vergessenheit geraten wäre, wenn nicht zwanzig Jahre später andere, die ebenfalls ihr Volk

schen Erbmonarchie mit der Amtssprache Serbo-Kroato-Slowenisch wurde. Dabei nahmen die kroatischen Delegierten nicht an der Abstimmung im Parlament teil, 35 Delegierte stimmten gegen die Verfassung, während 223 Delegierte dafür stimmten. Es bleibt ein ungelöstes Rätsel, ob Gavrilo selbst dieses zweite Wunder von Vidovdan als einen Sieg der Unterdrückten oder als eine Schande interpretiert hätte.

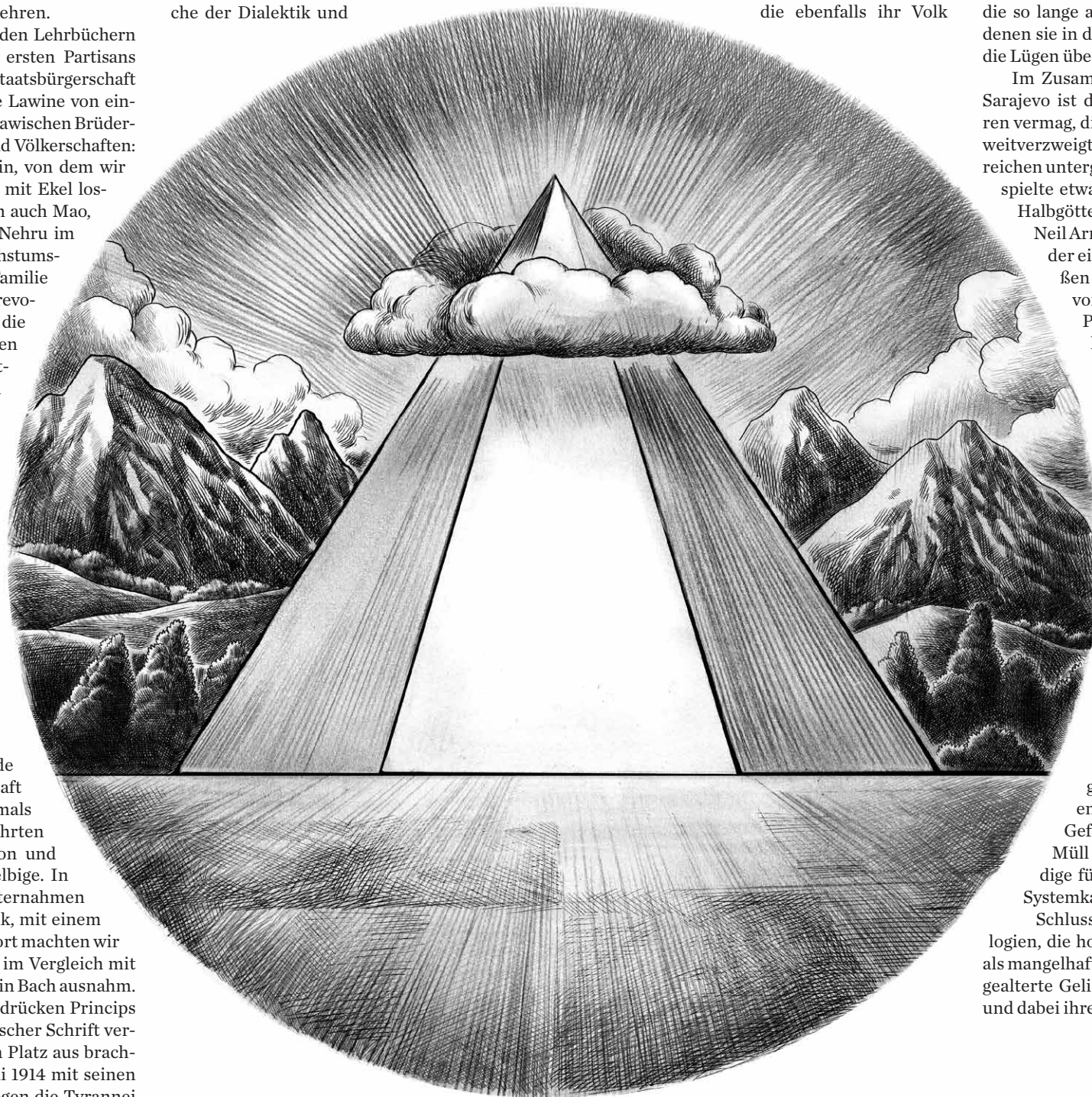
Der allmächtige Offizier Dragutin Dimitrijević war ab 1917 nicht länger erwünscht und wurde wegen Verbrechen, die nichts mit dem Attentat von Sarajevo zu tun hatten, vor Gericht zitiert. Im Laufe des Gerichtsverfahrens gab er zu, als Hauptkommandant des serbischen Militärgeheimdienstes das Attentat persönlich organisiert zu haben. Im selben Jahr wurde er erschossen, 1953 allerdings nachträglich rehabilitiert. Inwiefern Herr Apis auf die verspätete Reinwaschung seiner Ehre Wert legte, mögen spirituell Begabte abschätzen, für die ein Körper, geopfert auf dem Altar der Heimat, der Freiheit oder des Volkes, ohnehin nicht von Bedeutung ist. Eigentlich, wenn man genauer darüber nachdenkt, hat eine wiederholte Aufzählung der Tatsachen im Zusammenhang mit dem Attentat in einer Stadt, von der manche bereits vollmundig behaupten, sie sei einfach verflucht, überhaupt keinen Sinn mehr. Alles ist schon bekannt. Es wird nur jeweils unterschiedlich interpretiert. In alle Ewigkeit. Immer ist es wichtig, ja sogar am allerwichtigsten, den Scheinwerfer auf bestimmte Details zu richten und alles andere in die Dunkelheit zu stoßen. Zum Zwecke der Ideologie, der Demagogie. Die einen werden immer sagen: „Dieser Verrückte hat doch einen Mann und eine schwangere Frau ermordet, auch das Kind in ihrem Bauch!“ Oder: „Er hat das Schicksal Europas besiegelt und es in den bis dato blutigsten Krieg gerissen.“ Andere wiederum werden behaupten: „Princip ist ein Held, der es gewagt hat, im Namen aller Unterdrückten das Wort zu ergreifen, im Namen des Jahrhunderts währenden Strebens der jugoslawischen Völker nach Vereinigung und Unabhängigkeit.“ Alles ist möglich, in einem gewissen Kontext ist fast alles akzeptabel. Sogar die Lügen, die sich als ziemlich langlebig erweisen und die so lange andauern wie die Ideologien, von denen sie in die Welt gesetzt wurden. Wie etwa die Lügen über das Massaker von Katyn.

Im Zusammenhang mit dem Attentat von Sarajevo ist das, was am meisten zu faszinieren vermag, die Funktion dieses Ereignisses im weitverzweigten, an sozialistischer Mythologie reichen untergegangenen Staat. Gavrilo Princip spielte etwa fünfzig Jahre lang im Wald der Halbgötter und Volkshelden die Rolle eines Neil Armstrong: Er war der erste Mensch, der einen kleinen, aber zugleich so großen Schritt auf dem schwerelosen, von Gleichheit durchdrungenen Planeten Jugoslawien gemacht hatte, mit einem Bosnischen Eintopf vor dem Bauch, direkt vor seinem Bauchnabel.

Was wäre gewesen, wenn das Attentat nicht stattgefunden hätte, wenn es daneben gegangen wäre, wenn der Thronfolger aufgrund von Gastritis seine Visite in Sarajevo auf einen anderen, weniger symbolträchtigen Tag verschoben hätte? Wäre die geopolitische Karte Europas dem Berliner Abkommen entsprechend gleich geblieben? Wäre der Begriff „Weltkrieg“ heute unbekannt? Die Dinge bedingen einander, ziehen einander nach sich, Bestrebungen flauen nicht ab, Demagogien finden stets neue Nebelfelder, entfachen Nationen und nationale Gefühle, während die armen Leute im Müll herumstöbern und andere Schuldige für ihre eigenen Verfehlungen und Systemkatastrophen identifizieren.

Schlussendlich manifestieren sich Ideologien, die hochfliegenden Ideen entspringen, als mangelhafte Geschöpfe – wie eine fordernde gealterte Geliebte, die fremde Kinder angreift und dabei ihre eigenen auffrisst.

Aus dem Kroatischen von Mascha Dabić



der Demagogie ist. Das wusste auch der Offizier Dragutin Dimitrijević Apis, Chef des serbischen Militärgeheimdienstes und graue Eminenz hinter der Terrororganisation „Schwarze Hand“, die offiziell am 10. Juni 1910 gegründet wurde, jedoch auch schon in den Jahren davor recht aktiv dabei war, politische Gegner zur Strecke zu bringen, so etwa den

geliebt haben, versucht hätten, ebendort planmäßig Juden auszurotten.

Drei Vidovdans nach Principis Tod wurde in dem nach dem Ersten Weltmassaker geschaffenen Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen die für die Kroaten und Slowenen schändliche Vidovdan-Verfassung verabschiedet, mit der die Dreifachmonarchie zu einer parlamentari-

IVANA ŠOJAT-KUČI

Geboren 1971 in Osijek, Kroatien. Mehrere Gedicht- und Essaybände sowie Kurzgeschichten. Übersetzerin aus dem Englischen und Französischen. 2009 erschien ihr Roman *Unterstadt* (Originaltitel), der sich mit dem Schicksal der Deutschen in Osijek im 20. Jahrhundert befasst.